



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Prilipp, B.: Moderne englische Belletristik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zukunft vielleicht wirklich einmal die Herrscherstellung einnehmen werden, die ihnen nach Krafts Meinung gebührt, so hängt von ihrem ethischen Charakter sehr viel ab fürs Völkervohl.



Moderne englische Belletristik



ungefähr fünfzehn Jahre sind verflossen, seit der greise Gladstone in einem längern Aufsatz im Nineteenth Century mit allen Waffen seiner klassischen Bildung zur Verteidigung des altorthodoxen Glaubens in die Schranken trat. Der Angriff, den der berühmte Staatsmann so ernster Abwehr für würdig hielt, kam von einer Frau, der Schriftstellerin Humphry Ward, die mit einem ihrer ersten Romane: Robert Elsmere an Stelle des alten christlichen Glaubens ein neues Evangelium predigte. Gladstone hat mit seiner scharfen Kritik, die doch nirgends dem starken Geiste der Verfasserin die schuldige Achtung versagte, viel zur Berühmtheit von Frau Ward beigetragen. Seit dem sensationellen Erfolge von Robert Elsmere hat sie in der englischen Romanliteratur die führende Stellung eingenommen, die sie ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Um sie scharte sich eine Gruppe von Schriftstellern, die ihre dichterischen Werke nur zu dem Zwecke schrieben, soziale und religiöse Fragen darin zu diskutieren. Der Geschmack der britischen Lesewelt höherer Ordnung steht im allgemeinen dem Tendenzroman weniger feindlich gegenüber als in Deutschland. Es ist bezeichnend, daß sich unter all den absprechenden Kritiken, deren Gegenstand Robert Elsmere wurde, kaum eine Stimme erhob, die das Unkünstlerische in Frau Wards Werk tadelte. Zwar wurde allgemein betont, daß die Romanform von der Verfasserin gewählt worden sei, weil sie so am wirkungsvollsten zu den „gebildeten Massen“ reden könnte, und daß die religiösen Wandlungen ihres Helden nur den Vorwand lieferten zu einer gründlichen Erörterung des Zwiespalts zwischen den Dogmen der anglikanischen Kirche und der sogenannten Christian Brotherhood. Aber man nahm ihr das weiter nicht übel und folgte ihr bereitwillig, als sie auf dem erwähnten Pfade weiter wandelte und in ihren spätern Romanen bald dieses bald jenes soziale Problem beleuchtete, so noch vor fünf Jahren in Helbeck of Bannisdale die Möglichkeit einer Ehe zwischen einem strenggläubigen Katholiken und einem Mädchen agnostischen Bekenntnisses oder in dem vorletzten Roman Eleanor eine Umwandlung der innern Verhältnisse Italiens. Doch hier treten die ersten Spuren einer künstlerischen Wandlung hervor, denn die politischen Erörterungen stehn nicht mehr im Vordergrund des Romans. Offenbar hat die Verfasserin mehr Freude daran gehabt, zwei eigentümliche Charaktere wie Manisty und Eleanor zu schaffen, als an sozialpolitischen Ausführungen über italienische Miswirtschaft. Das rein menschliche Interesse überwiegt, und deshalb sind die tendenziösen Ausfälle nicht wie früher als organische Bestandteile untrennbar mit dem Ganzen verbunden,

sondern sie wirken als überflüssiges Beiwerk, das nur störend und hemmend den harmonischen Fluß der Erzählung unterbricht.

Und nun liegt das jüngste Werk der begabten Schriftstellerin vor uns. Welcher Weg von Robert Elsmere zu Lady Rose's Daughter! (Erschienen bei Smith Elder, London, und in der Tauchnitz-Edition, Leipzig.) Keine Spur dogmatischer oder politischer Weltverbesserungsversuche trübt hier die feine psychologische Erzählungskunst. Es ist, als wenn sich die Verfasserin aus der schwülen Atmosphäre kleinlichen Parteigetriebes emporgeschwungen hätte zu den reinen Höhen echter Prosadichtung, deren Wesen nichts zu schaffen hat mit religiösen und sozialen Streitfragen. Und als Frucht solcher Erkenntnis schenkt uns das reiche Talent der Verfasserin dieses Werk, dessen Stoff wiederum der Geschichte der französischen Literatur entnommen ist. Doch während der Held ihres frühern Romans, Manisty, nur in einzelnen psychischen und physischen Eigentümlichkeiten dem großen Romantiker Chateaubriand ähnelte, gleicht Lady Roses Tochter, Julie le Breton, Zug für Zug ihrer berühmten Namensschwester Julie Lespinasse, der Königin der Pariser Salons um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wie über das Leben der Freundin d'Alemberts der Schatten einer nicht legitimen Geburt fällt, so leidet auch Julie le Breton unter demselben Schicksal. Sie ist die Tochter Lady Rose Delaneys, die getrennt von ihrem pedantischen Gatten, an den sie kein Band der Zuneigung fesselt, an der Seite des geistvollen Schriftstellers Dalrymple in Belgien lebt, wo beide ihr Töchterchen mit allen Schätzen ihrer Liebe und ihres reichen Geistes überschütten. Doch kaum erwachsen, scheidet sich Julie Dalrymple schon verwaist; sie findet Aufnahme in einem Brüsseler Nonnenkloster. Bei einer zufälligen Begegnung wird die alte Lady Henry Delafield von der Anmut und der Klugheit des Mädchens so angezogen, daß sie die Verlassene zu sich nimmt unter der Bedingung, daß ihre Herkunft geheim bleibe. So begegnet Julie le Breton — diesen Namen hat sie auf Lady Henrys Wunsch angenommen — im Salon ihrer Beschützerin den meisten ihrer Verwandten, doch nur wenige von ihnen wissen, daß sie zu ihrer Familie gehört; auch Julies Großvater nicht, Lord Lackington, der häufig Gast bei Lady Henry ist. Julie le Breton bewegt sich in dieser aus den vornehmsten Aristokraten und den Führern der Wissenschaft und Literatur bestehenden Gesellschaft mit so viel Grazie und Takt, daß sie sich bald alle Herzen gewinnt. Hier entwickelt sich auch ihr glänzendes Konversationstalent und — ihr Hang zur Intrigue. Nach zwei Jahren sind sämtliche langjährigen Freunde Lady Henrys auf ihrer Seite, und da die alte Dame natürlich auf diese Erfolge eifersüchtig wird, entsteht bald eine Spannung zwischen ihnen, die immer mehr wächst. Schließlich kommt es zum Bruch. Julie le Breton verläßt das Haus Lady Henrys und siedelt in eine kleine, dem Herzog Cromborough gehörende Villa über, die ihr durch die Fürsprache der ihr eng befreundeten Herzogin Evelyn überlassen wird. Frei von dem Druck, mit dem Lady Henrys Tyrannei sie belastet hatte, entfaltet sich Julie le Bretons Persönlichkeit in ihrer vollen fesselnden Art. Mehr als einer ihrer Freunde bietet ihr ein Heim an seiner Seite, unter ihnen Jakob Delafield, der Erbe des Herzogs von Chudleigh.

Doch durch eine Laune ihres heißblütigen Temperaments, eines Erbteils der Mutter, fällt ihre Liebe auf den einzigen Mann, der sie nicht wählen darf. Denn schon ein Jahr zuvor, ehe Captain Barkworth das Haus Lady Henrys betritt, hat er sich mit der lieblichen Aileen Moffatt, Juliens rechter Cousine, verlobt. Obgleich er fest entschlossen ist, sein Verlöbniß aufrecht zu erhalten, vermag er sich doch nicht dem Zauber zu entziehen, den Julie le Breton auf alle, die ihr nahe kommen, ausübt. Zudem dankt er einen entscheidenden Erfolg in seiner Karriere, die Ernennung zum Führer eines wichtigen Kommandos in Afrika, allein ihrem Einfluß. Allmählich wandelt sich seine zurückhaltende Freundschaft für die gütige Protektorin in heiße Liebe, und als er vor seiner Abreise nach Afrika zum letzten Lebewohl zu ihr kommt, sucht er sie zu bestimmen, daß sie in Paris noch einmal fern von allen Spähern zusammentreffen wollen, um zwei glückliche Tage mit einander zu verleben. Und sie, die Tochter Lady Rosés, die sich in Gedanken schon so oft über die Satzungen der guten Gesellschaft als über kleinliche Strupel hinweggesetzt hat, willigt ein, ganz wie die andre Julie, die dem heimlich geliebten Guibert schrieb: *Je hais la prudence . . . Que vous dirai-je? j'aime l'abandon; je n'agis que de premier mouvement, et j'aime à la folie, qu'on soit de même avec moi!*

Aber Julie le Breton hat wachsamere Freunde als die unglückliche Mademoiselle Despinasse. Als sie nach ihrer Ankunft in Paris eben den Zug besteigen will, der sie zu Barkworth führen soll, begegnet sie Jakob Delafield, der aus der Anwesenheit Barkworths alles errät. Der nahe bevorstehende Tod Lord Sackingtons bietet Delafield den Vorwand, Julie le Breton sofort nach London zurückzuführen an das Sterbebett ihres Großvaters, der sie in Gegenwart seiner Söhne als Lady Rosés Tochter anerkennt. Doch Julies zarter Körper bricht unter den Aufregungen der letzten Wochen zusammen, denn auch die Gewißheit, daß Delafield um das beabsichtigte Zusammentreffen mit Barkworth weiß, ist ihr nicht erspart geblieben. So kommt ein hitziges Nervenfieber fast wie Erlösung. Die junge Herzogin Evelyn pflegt ihre kranke Freundin mit treuer Fürsorge und begleitet später die Genesende nach Italien. Und hier tritt aufs neue Jakob Delafield in ihr Leben, der Mann, dessen Liebe nach dem Eingriff in Julies Schicksal bei ihrer Begegnung in Paris noch gewachsen ist. Er beruft sich auf das Versprechen, das Julie Lord Sackington gegeben hat, daß er in Frieden sterben kann: Delafield ihre Hand nicht zu verweigern, wenn er nochmals um sie werben sollte. Nach langem Widerstande willigt Julie ein, seinen Namen zu tragen.

Die nun folgende Entwicklung des Verhältnisses zwischen den beiden ist eines der feinsten Seelengemälde, die Frau Ward jemals entworfen hat. Delafield beginnt mit edler Selbstverleugnung seine Aufgabe, Julie zu trösten und ihr die Gedanken an das verlorne Liebesglück zu nehmen. Seine treue Hingebung verfehlt nicht, auf das wunde Gemüt Julies zu wirken. Allmählich erwacht ihr Interesse an der Persönlichkeit des Gatten. Besonders tritt sein mächtiger Einfluß auf sie hervor, als die Nachricht kommt, daß Barkworth bald nach seiner Ankunft in Afrika am Fieber gestorben sei. Doch gerade in dieser Krisis ist Delafield gezwungen, sie allein zu lassen. Der Tod des

Herzogs von Chudleigh, dessen Nachfolger er ist, fordert gebieterisch seine Anwesenheit in England. Und nun kommt für Julie die Gelegenheit, Jakobs Liebe, in der sie bisher nur die Empfangende gewesen ist, zu vergelten. Seine Neigung zur Askese schreckt vor allen den Repräsentationspflichten, die ihm die künftige hohe Stellung auferlegt, zurück, sodaß er ernstlich die Frage erwägt, ob er nicht das Erbe zurückweisen solle. Da eilt seine Gattin zu ihm, und ihrer sanften Überredung gelingt es, ihn mit den lästigen Pflichten zu versöhnen, und da er ihrer Liebe nun gewiß ist, schaut er leichtern Herzens in die Zukunft.

Die Grazie und die Feinheit, die sich in diesem Roman mit tiefer Einsicht in die Geheimnisse der Menschenseele vereinen, kommen nur bei ruhigem Genuß des schönen Buchs ganz zur Geltung. Keine noch so ausführliche Besprechung vermag ihm gerecht zu werden. Durch die Anlehnung an ihre Vorbilder ist ein leiser Hauch französischer Anmut in den Dialog und die Erzählung übergegangen. Denn auch Lady Henry Delafield ist das Porträt von Mademoiselle Lespinasses Beschützerin und Rivalin, der Marquise du Deffand, und auch Wardworth trägt einige Züge des Grafen Guibert. Nur hat Frau Ward das Wesen des oberflächlichen Lebemanns vertieft, und die Wandlungen, in denen sich dank der hingebenden Liebe einer edeln Frau sein Charakter läutert und reinigt, kommen in seinem letzten Brief an Julie ergreifend zum Ausdruck. Durch und durch germanisch ist der Charakter Delafields. Frau Wards interessanter Versuch, eine Mischung heterogener Eigenschaften in ein und derselben Person lebenswahr darzustellen, ist nicht ganz geglückt. Delafield soll nüchterne Verstandesschärfe mit dem Geiste des Schwärmers, des Mystikers vereinen, einer in der Chudleighfamilie erblichen Eigentümlichkeit. Solche Züge dem Leser glaubhaft zu machen, dazu braucht es jedoch mehr als gelegentlicher Winke vom „sechsten Sinn“ und „der Macht des Priesters, für die die Frauen besonders empfänglich sind.“ Solche Eigenschaften müssen sich in ihren Wirkungen kundgeben, wenn sie überzeugen sollen. Die einzige Gelegenheit, wo das geschieht, bei der letzten Werbung Delafields um Julie, ist nicht sehr glücklich gewählt, weil dadurch etwas Pathologisches in ihre Einwilligung hineingetragen wird, was Frau Ward sicher nicht beabsichtigt hat. Für die Wechselbeziehungen Delafields und Julies liegen andre Erklärungen näher, wenn überhaupt die starke Anziehung zwischen zwei Kraftnaturen, deren Züge in einem ausgesprochenen Gegensatz zueinander stehn, einer Erklärung bedarf.

In England ist der Roman von der Presse und dem Publikum mit uneingeschränkter Anerkennung begrüßt worden; so groß ist sein Erfolg, daß er sogar eine Übersetzung der Briefe Mademoiselle de Lespinasses veranlaßt hat, die jüngst im Verlage von Heinemann in London erschienen ist. Die Edinburgh Review widmet in ihrer Julinummer der Persönlichkeit Julie Lespinasses einen längern Aufsatz, dem am Schluß eine kurze Besprechung des Wardschen Romans beigelegt ist. Der ausschließlich geschichtliche Standpunkt, den der Kritiker auch gegenüber dem Werke der Ward einnimmt, läßt ihn zu keiner gerechten Würdigung der künstlerischen Schöpfung kommen. „Historische Charaktere, so schreibt er, Persönlichkeiten der Gesellschaft eines bestimmten Zeitalters und

Volks in ein andres Land, eine andre Zeit zu versetzen und sie unter andern Namen darzustellen — mit andern Worten, sie der modernen Romandichtung anzupassen —, ist ein neuer, geistreicher Einfall, der jedoch zu einigen Ausstellungen Veranlassung gegeben hat. Die Genialität und die Neuheit von Frau Wards Idee verleiht natürlich ihrem Roman: *Lady Rose's Daughter* eine Frische, die viel zu seiner Popularität beigetragen hat; doch vom historischen Standpunkt ist ihr gedankenreiches Werk von geringer Bedeutung. Denn unser Urteil über *Mademoiselle de Lespinasse* wird durch *Zulie le Breton* weder erklärt noch verändert.“ Ist das denn noch nötig? Wohl war *Zulie Lespinasse* für ihre Zeitgenossen, die in ihr nur die geistvolle Leiterin eines philosophischen Salons sahen, ein Rätsel. Doch das lösten ihre Briefe, die nach ihrem Tode veröffentlicht wurden, und die ihren Freunden verrieten, welche heiße, stürmische Leidenschaft sich unter der bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung der *Zulie Lespinasse* verbarg. Diese Briefe zeigen alle Regungen ihrer Seele bis in die geheimsten Tiefen, was übrigens auch der Kritiker der *Edinburgh Review* an andrer Stelle zugibt.

Die Wiedererweckung einer rein geschichtlichen Persönlichkeit ist Frau Ward in hohem Maße gelungen. Denn obwohl die Briefe der *Mademoiselle Lespinasse* mit ihren elementaren Ausbrüchen der Liebe und des Schmerzes gewiß immer ihren psychologischen und poetischen Wert behalten werden, so wird der Kreis ihrer Leser doch nur klein sein. Die Briefe klingen wie ein Vorahnen der *Wertherzeit*, und nur wenige werden der immer neu betonten Verzweiflung dieses kranken Gemütes mit ungetrübtem ästhetischen Genuß der edeln Sprache folgen können. Die Ward hat aus ihren eignen, urgefunden Lebensanschauungen dem Charakter der *Zulie* so viel hinzugefügt, daß die Gefahr der Monotonie ununterbrochener Tragik vermieden wird. Und in diesem Sinne dürfte es ungerechtfertigt sein, der Verfasserin einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie „vom historischen Standpunkt“ nichts Neues geboten habe. Denn sie hat mit ihrer Darstellung der *Sappho* des achtzehnten Jahrhunderts gewiß der großen Zahl ihrer Bewunderer eine erfreuliche Gabe gebracht und dem Kreise ihrer internationalen Leser einen reinern Genuß bereitet, als mit jedem ihrer vorhergehenden Tendenzromane.

Während das Buch der Ward, die die englische Kritik meist als Naturalistin bezeichnet, von versöhnlicher idealistischer Weltanschauung getragen wird, kennzeichnet krasser Realismus das letzte Werk eines andern hervorragenden Schriftstellers, die Skizzen- und Novellenammlung: *The Untilled Field* von *George Moore*. (Fisher Unwin, London, und Tauchnitz-Edition.) Das „unbebaute Feld“ ist Irland, Moores eigne Heimat, der, wie er vor etwa drei Jahren ankündigte, sein ferneres künstlerisches Schaffen gewidmet sein soll.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß gerade jetzt, wo über die grüne Insel etwas wie freudiges Ahnen eines künftigen Aufschwunges weht, keine Spur dieses Hoffnungsstrahles in die verdüsterte Seele Moores Eingang findet. Nur ein von Schwermut getrübt Gemüt konnte das Leben des trotz seines Unglücks so lebenswürdigen irischen Volkes in so einförmig grauen Farben widerspiegeln. Dazu kommt eine Gewalt der Darstellung, die häufig an *Zola* erinnert, wenn auch

der Ire trotz seiner unwandelbaren Melancholie noch gesünder und deshalb weniger pervers ist als der Franzose. Aber während Zola mit aller Kraft seines Geistes für die einmal von ihm erkannten Ideale der Menschheit stritt, scheint Moore sogar die Fähigkeit, sich zu begeistern, verloren zu haben. Er hat die Hoffnung auf das Wiedererwachen seines Volkes aufgegeben: „Das Keltentum schmilzt wie Schnee, noch zögert es in den Ecken der Felder in kleinen Flecken, und von allen Seiten recken sich Hände danach aus — denn es ist menschlich, nach Fließendem zu greifen —, aber ebensowohl könnte man versuchen, den Schnee festzuhalten.“

Den Grund dieses Niedergangs sieht Moore in der despotischen Herrschaft der katholischen Geistlichkeit. Etwas wie Sehnsucht nach den heidnischen Zeiten, wo die keltischen Stämme zu den Herrschenden in Europa zählten, klingt an manchen Stellen des Buches wieder. Es ist, als fühle sich der Künstler wie ehemals Byron und Shelley, deren Namen er in einem frühern Buche neben seinem eignen genannt hat, of pure Pagan kind. Die weichen, lieblichen Umrisse der Berge von Howth, wo einst Ossian gewandert ist, mahnen ihn an das heidnische Irland. So heißt es an einer Stelle: „Die Berge sind wie Musik, sagte er, und er dachte an Ossian und seine Harfe. — Wird Ossian jemals wiederkehren? — Lieber sterben, als hier leben. — Der Nebel wurde dichter, er konnte Howth nicht mehr sehen. Das Land ist schmerzerfüllt, sagte er, und wie eine Antwort tönte aus dem Nebel eine Melodie, so wehevoll, wie er noch keine vernommen. Die Klage eines verfallenden Geschlechtes; dies ist die Krankheit der Seele, vor der wir fliehen.“

Aber George Moore gehört nicht zu denen, die vor ihr fliehen oder in kraftvoller Auflehnung den Druck einer quälenden Stimmung zu besiegen wissen. Sämtliche Erzählungen dieses Buches zeugen davon, daß der Schmerz dem Dichter ein lieber Gefährte ist, dessen Spuren er überallhin verfolgt. Er findet ihn in der Monotonie der trüben Moorlandschaft, in dem Wehen des Windes und in dem Wallen des Nebels, in den Melodien der Hirtenflöte und schließlich in unendlich vielfältiger Gestalt in den Seelen der Bewohner dieses Landes, deren Schwungkraft gelähmt ist durch das Bewußtsein, daß sie dem Untergange verfallen sind. Und in diesem nationalen Niedergange tritt die Neigung des Iren, sich in sich selbst zurückzuziehen, immer mehr hervor. Über einem intensiven innern Leben, über der Sorge des frommen Landmanns um seiner Seele Heil werden die Pflichten der täglichen Arbeit vernachlässigt. Denn die harmlosen Feste und Lustbarkeiten, die in vergangnen Tagen dieser verhängnisvollen, tief im keltischen Volksgeiste wurzelnden Neigung ein so wirksames Gegengewicht geboten hatten, sind von fanatischen Priestern ausgerottet worden, weil noch Spuren ihrer heidnischen Herkunft daran hafteten und die darin wohnende urwüchsige Kraft das Volk von seiner widerstandslosen Ergebung unter geistliche Autorität ablenkte. Durch das ganze Buch zieht sich ein bitterer Protest gegen die Geistlichkeit, an deren übermächtigem Einfluß der Gälé zugrunde geht: „Der letzte Gälé wird sich noch im Sterben an die Soutane des Priesters klammern. Doch warum sollte ich ihn beklagen? Was hat er je geleistet? . . . Es schien, als wenn Gott den Gälén bestimmt habe, Großes zu vollbringen,

doch plötzlich seinen Sinn geändert habe. Das geschah im zehnten Jahrhundert, und seitdem hat das gälische Volk eine unglaubliche Zahl von Priestern und Polizisten, einige der besten Ringkämpfer und ein paar begabte Juristen hervorgebracht, doch nichts wirklich Bedeutendes mehr. Ein liebenswürdiger, sympathischer Bursche ist der Ire; jeder hat ihn gern, und ich liebe ihn herzlich und möchte ihn retten. Aber er will mich nicht hören. Jeder kennt seine Bestimmung, auch der Gäle — sein Schicksal ist, zu verschwinden!“ Diese Worte legt der Verfasser dem Politiker Ned Carmady in den Mund, dem Helden der letzten Novelle (*The wild Goose*), in dessen Wesen und Streben sich Moores eigne Gesinnung unverhüllter offenbart, als in jeder andern Person seiner frühern Werke. Nach jahrelangen Reisen durch alle Erdteile in die Heimat zurückgekehrt, versucht Carmady eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse zu ungunsten der Geistlichkeit herbeizuführen. Doch der Kampf ist zu ungleich, und ein einziges unbedachtes Wort veranlaßt Carmadys Niederlage. Dazu kommt ein Zwiespalt mit seiner Frau, einer überzeugten Katholikin, von der er sich innerlich geschieden fühlt, als er erfährt, daß in allen entscheidenden Lebensfragen das Wohl der Kirche für sie den Ausschlag gibt und all ihre Liebe zu ihm nichts daran zu ändern vermag. So hält ihn bald nichts mehr in der Heimat, und ein Zug wilder Gänse, die er in düstre Betrachtungen über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen versunken nach Süden fliegen sieht, läßt in ihm den Wunsch reifen, gleich ihnen nach Afrika zu ziehn und dort in die Reihen der Buren zu treten. „Große Männer waren vor ihm in Irland aufgestanden und waren im Stich gelassen worden; leicht gesagt, daß ihr Mißerfolg nur daher gekommen sei, daß sie mit der Tradition ihres Volkes nicht in Berührung geblieben seien. Doch einige Schuld muß auch auf seiten Irlands sein. . . . Die Erzählung wechselt, doch ihr Inhalt ist immer derselbe: Irlands Wohl wird den Interessen Roms geopfert.“

Trotz der in seinem innersten Wesen wurzelnden Antipathie gegen die Geistlichkeit ist Moore gerecht genug, auch ihre edeln Seiten anzuerkennen. In dem alten Pfarrer Mc. Turnan, einer der liebenswürdigsten Gestalten des Buches, schildert er einen greisen Priester, der in seiner einsamen Pfarochie eins geworden ist mit den ihm anvertrauten Seelen, und dem es eine heilige Pflicht ist, ihr Elend zu lindern. Und in dieser Gegend ist seine liebevolle Fürsorge gewiß notwendig, denn es ist das ärmste Kirchspiel in Irland, und aller drei bis vier Jahre tritt Hungerstnot ein. „Sie würden längst gestorben sein, wenn Father James nicht wäre,“ bemerkt der Kutscher, der den Erzähler zu einem Besuche des Geistlichen fährt. Dank seinen Bemühungen werden von der Regierung zu solchen Zeiten Wegebauarbeiten unternommen, um den Leuten einen kargen Verdienst zuzuwenden. Aber diese Straßen durch das Moor haben kein Ziel, sie enden mitten im Schlamm, wenn das dafür bestimmte Geld ausgegeben ist. Alles Denken und Sinnen des ehrwürdigen Pfarrers ist der Erleichterung der wirtschaftlichen Not gewidmet. Nacheinander versucht er, häusliche Industrien, Spitzen- und Webarbeiten ins Leben zu rufen, ohne doch je durchgreifende Erfolge zu erzielen. Er plant Passionsspiele nach dem Muster Oberammergaus und wird auch hier enttäuscht. „Seine Augen sind

so melancholisch wie die Berge, aber die Natur hat ihn bestimmt, den Hoffnungslosen Hoffnung zu bringen.“ Und diese Mission erfüllt er getreulich, und kein Mißerfolg kann seine Zuversicht auf ein endliches Gelingen erschüttern.

Eine warme Sympathie für die rührende Gestalt des alten Pfarrers durchbricht in den Skizzen vorübergehend den herb anklagenden Ton des Mooreschen Buches. Das Buch ist eine Apologie für das irische Volk, wie sie eindrucksvoller kaum gedacht werden kann. Die Schilderung des freudlosen Daseins der Armen, das uns auf jeder Seite des Buches in immer neuen ergreifenden Zügen entgegentritt, wirkt bei fortgesetzter Lektüre zwar wie der Aufenthalt in ungesunder Atmosphäre, die den Atem hemmt. Aber die künstlerische Kraft Moores, der alle Tiefen der Menschenseele durchforscht hat und ihr Fühlen und Sehnen bis in die feinsten Regungen darzustellen vermag, nimmt den Leser wider Willen gefangen. Die einzige Erleichterung gibt der Gedanke, daß ein so düsteres Gemälde übertrieben sein muß, gleichviel, ob dieses Übermaß in dem Temperament des Verfassers begründet liegt, oder in seiner Absicht, durch die krasse Darstellung eine Änderung der sozialen Verhältnisse in seiner Heimat herbeizuführen.

In völligem Gegensatz zu der tiefen Tragik dieser Bilder aus dem irischen Volksleben steht eine andre Skizzensammlung, die zu den jüngsten Erscheinungen des Tauchnitz-Verlages zählt: *The Splendid Idle Forties* von Gertrude Atherton, einer amerikanischen Schriftstellerin. Auch dieses Buch gibt in seinem reichen novellistischen Inhalt Charakterzüge eines ganzen Volkes. Frau Atherton schildert die letzten glücklichen Jahre der Kalifornier, der von den spanischen Eroberern abstammenden ersten Besitzer des Goldlandes, deren Romantik und Üppigkeit so bald der herben Tatkraft der eindringenden Amerikaner weichen mußte. Überhäumende Lebenslust, die mit ihrem Zauchen das Raunen des Verhängnisses zu übertönen sucht, charakterisiert diese Erzählungen. Es ist, als wenn die glücklichen Besitzer des paradiesischen Bodens ahnten, daß all die Herrlichkeit nur noch für eine kurze Spanne Zeit ihr eigen sei, und daß sie deshalb alle Lebensfreude in wenig Monden erschöpfen müßten. Und die Atherton paßt zur Darstellung dieser stürmischen Zeit, in der schon die ersten Anzeichen des Unterliegens der Romanen erscheinen, wie keine andre. Mit keckem Pinsel läßt sie in leichter, skizzenhafter Manier all die sonderbaren Charaktere vor uns erstehn, die die Blutmischung und die schrankenlose Ungebundenheit unter der glühenden Sonne Kaliforniens hervorbrachten. Wesen und Temperament dieser Geschöpfe zeigen ebenso vielfältige Schattierung wie ihre Hautfarbe. Der Inhalt von zwei der gelungensten Skizzen möge einen Begriff von der poetischen Art des Buches geben.

In der einen, *The Bells of San Gabriel*, wird uns erzählt, wie die Missionskirche von San Gabriel zu ihren silbernen Glocken kam. Der Hauptmann Don Luis de la Torre wird aus Mexiko mit seiner Truppe zu den frommen Vätern gesandt, um sie beim Bau ihres Gotteshauses vor Angriffen der Wilden zu schützen. Ungeduldig harret er der Beendigung des Baues, denn er will zu seiner Braut, Donna Delfina de Capalleja, zurückkehren. Da wird zur Nachtzeit das nichtsahnende Kommando von den mit Übermacht heran-

ziehenden Indianern überfallen und bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Lautes Wehklagen erschallt in Mexikos Straßen, als die Trauerkunde bekannt wird, nur Donna Delfina geht schweigend in ihr Haus, das sie nicht wieder verläßt. Zu Ehren des gemordeten Hauptmanns und seiner Truppe soll eine silberne Glocke gegossen werden. Enthusiastisch nimmt das Volk teil an dem Ereignis, das mit besondrer Feierlichkeit auf der großen Plaza vollzogen werden soll. Und als das Silber im Kessel schon flüssig geworden und Salut-schüsse und fromme Gefänge an das Gedächtnis der Tapfern mahnen, bildet sich in der erregten Volksmenge plötzlich eine Gasse. Beladen mit all ihrem Geschmeide, den Juwelen von Generationen, naht Donna Delfina. Schweren Schrittes tritt sie zum Kessel, löst langsam eine Kette nach der andern und läßt sie in das siedende Metall fallen. Atemlos schaut das Volk ihren müden Bewegungen zu, dann, als das letzte Armband abgestreift ist, bricht frenetische Begeisterung aus. Die Menge drängt sich um den Kessel, und alle schleudern ihre Kostbarkeiten hinein, sodaß, als das Opfer vollendet ist, das geschmolzene edle Metall für fünf Glocken ausreicht, deren lieblicher Klang mehr als ein Jahrhundert lang von San Gabriels Türmen tönt. Delfina aber, die mit starrem Blick dem Treiben des Volkes zugehört hat, wendet sich zum Gehen. Doch nach wenig Schritten stürzt sie leblos zu Boden.

Noch eine andre Erzählung von Liebe und Tod, *The Pearls of Loreto*, möge hier angedeutet werden. Die schöne Isabel Herrera, die Favorita von Monterey, hat geschworen, sich nur mit dem Manne zu vermählen, der ihren Schoß mit Perlen fülle. Keiner ihrer Ritter in Nordkalifornien ist reich genug, diese Forderung zu erfüllen. Da kommt zu einem Rennen der junge Vicente de la Vega aus Los Angeles nach Monterey; von Isabels Schönheit entflammt schwört er, ihr Gelübde um jeden Preis zu erfüllen, obgleich sie bereit ist, von ihrem Verlangen abzustehn. Als er nach monatelanger Abwesenheit zurückkehrt, schüttet er in das Gewand der Geliebten eine Fülle der schönsten Perlen. In derselben Nacht noch soll sie mit ihm auf einem Schiff nach den Vereinigten Staaten fliehn, doch vorher noch einmal auf einem Ball des Generals mit all dem Reichtum geschmückt über ganz Monterey triumphieren. Und Isabel tanzt unter allgemeinem Jubel *El Son*, den spanischen Nationaltanz; aller Augen hängen bewunderungstrunken an ihrer Schönheit, die ihnen nie so leuchtend erschienen ist. Da geht die Tür auf, ein Mönch gleitet in den Saal und deutet auf de la Vega: „Greift ihn! Er hat die Perlen der heiligen Jungfrau von Loreto geraubt!“ Freunde suchen die Flucht der Liebenden zu schützen — umsonst; der Mönch hat den Fanatismus des Volkes erregt, und de la Vega, der mit Isabel glücklich aus dem Saal entkommen ist und schwimmend das Schiff erreichen will, wird, noch ehe er den Sprung von der Klippe gewagt hat, von der rächenden Kugel ereilt. Isabel aber zieht den Sterbenden zum äußersten Rand der Felsen, und ihn fest umschlingend, stürzt sie mit ihm in die Tiefe.

In den Abteilungen, die von dem Kampf der Spanier mit den „Gringos“ berichten, behandelt Frau Atherton häufig dieselben Themata, wie der vor Jahresfrist gestorbne Bret Harte, nur steht sie auf Seite der Spanier, die in

Bret Hartes Erzählungen meist eine wenig beneidenswerte Rolle spielen. Im übrigen ist der Vergleich mit den Werken des Sängers der modernen Argonauten für das Athertonsche Buch nicht eben vorteilhaft. Von Bret Hartes feinem Humor und seiner abgeklärten Weltanschauung ist in diesen spanischen Erzählungen nichts zu spüren. Sie tragen den Stempel eines bedeutenden Talents, besonders in der dramatischen Lebendigkeit, mit der die abenteuerlichen Schicksale der Schönen von Monterey und ihrer Anbeter erzählt werden. Aber man bedauert, daß die Verfasserin ihren reichen Stoff nicht durch eine gediegnere Darstellung vertieft hat. Es ist ein Buch, das große Erwartungen für das zukünftige Schaffen der Verfasserin rechtfertigt. Und wenn ihr Studium der Persönlichkeit Hamiltons, das gegenwärtig ihr Interesse ausschließlich in Anspruch nehmen soll, abgeschlossen sein wird, darf man gewiß auf ausgereifere Werke hoffen, als die vorliegende, in ihren Einzelheiten so fesselnde Sammlung.

B. Prilipp



Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

4



angsam fuhr die kleine Klingenbahn durch das Gelände. Aller Viertelstunden, wenn nicht öfters, hielt sie an; Landleute gingen und kamen, hier wurde Käse aufgeladen, dort ein Wagen mit Kornsäcken angehängt. Es war ein gemütlicher Verkehr, und auf jeder Station tranken die Schaffner ein Glas Bier.

Ob wir wohl einmal ankommen? fragte Melitta von Hagenau und sah ihren Reisegefährten lachend an.

Gleichmütig zuckte er die Achseln.

Ganz gewiß, Fräulein. Langsam aber sicher. Das Kloster entgeht Ihnen nicht, und auch nicht die Langweile.

Melitta Hagenau und Klaus Fuchsius hatten sich vor etwa einer Stunde im Wagenabteil dritter Klasse kennen lernen und waren schon ganz befreundet geworden. Melitta gehörte zu den jungen Mädchen, die leicht Bekanntschaften machen, und denen ihre Schönheit etwas Sichres, Siegbewußtes verleiht. Klaus Fuchsius dagegen war einer von den jungen Männern, die das weibliche Geschlecht als ein minderwertiges Spielzeug ansehen und es, im Grunde genommen, verachten. Aber nur so lange sie nicht vor einem schönen Mädchen sitzen und schelmisch von ein paar flimmernden Augen angesehen werden. Klaus hatte kein häßliches Gesicht und war ein junger, wohlgebauter Mann. Nur sein Mund war weichlich und zuckte oft sonderbar, und in seine dunkeln Augen trat gelegentlich ein harter und doch unsicherer Ausdruck. Auf diese Dinge achtete Melitta nicht. Sie dachte viel an sich, und wenn sie sich langweilte, dann freute sie sich, jemand zu haben, der ihr die Langweile vertrieb, besonders wenn dieser Jemand ein junger Mann war.

Wie lange werden Sie in Wittkind bleiben? fragte sie jetzt.

Fuchsius betrachtete seine unschön geformten Hände.

Das weiß ich nicht, entgegnete er mürrisch. Die Äbtissin hat an meinen Seminaradministrator geschrieben, ob ich nicht zur Aushilfe an die Dorfschule kommen könnte, und ihr Wunsch war natürlich Befehl, obgleich ein altes Weib von Schulen